

Julius Schwietering

25. 5. 1884–21. 7. 1962

Am 21. Juli 1962 ist Julius Schwietering, emeritierter Ordinarius für Deutsche Philologie an der Universität Frankfurt, im Alter von 78 Jahren gestorben. Er gehörte seit 1940 der Bayerischen Akademie der Wissenschaften als korrespondierendes Mitglied an. Wer ihm menschlich und wissenschaftlich nahestand, zeugt von der Faszination, die er ausübte (vgl. den Nachruf von F. Ohly, ZfdA. 92, 1963, S. 1–3, mit Bibliographie S. 4–7). Wer in beiden Beziehungen nicht in seine Nähe gehörte, vermag doch an seinem Werk seine Wirkung zu würdigen.

Julius Schwietering wurde, Pfarrerssohn, am 25. Mai 1884 in Engter bei Osnabrück geboren. 1908 promovierte er bei Edward Schröder in Göttingen mit einer Arbeit über „Singen und Sagen“ (Göttingen 1908). Seine Habilitationsschrift über „Die Demutsformel mittelhochdeutscher Dichter“ wurde 1921 in den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gedruckt (Phil.-Hist. Kl., N. F., Bd. 17, 3). Inzwischen hatte er sich schon der aus seinen kunsthistorischen Studien folgenden Museumsarbeit zugewandt und wurde 1923 Direktor des Kunstgewerbe- und Historischen Museums in Bremen. Sein Forschungsgebiet war hier vor allem die Waffenkunde, der er zahlreiche Arbeiten von 1912 bis 1923 widmete. 1924 wurde er auf ein germanistisches Extraordinariat der Universität Leipzig berufen, es folgten die Ordinariate in Münster 1928, Frankfurt 1932, Berlin 1938, wieder Frankfurt 1946 bis zur Emeritierung 1952. Danach wirkte er noch lange als akademischer Lehrer auf Gastprofessuren in den USA.

Der Umkreis seiner Forschungen und Ideen führte ihn in die Kunstgeschichte, mit dem realen Boden der mittelalterlichen

Sachkunde, deutsche Literaturgeschichte des Mittelalters und Volkskunde. Seine Lebensarbeit gehörte aber der deutschen Literatur des Mittelalters. Die Anregung durch ein viertes Gebiet, die mehr und mehr für seine literarhistorischen Forschungen fruchtbar wurde, nämlich durch die lateinische theologische Mystik des Mittelalters, verstand er mehr im Rahmen einer allgemeinen Mediävistik, die er zu Ende seines Lebens auch in Deutschland institutionell zusammenführen wollte, ohne dieses Ziel in seinem Sinn zu erreichen.

Um sein Werk zu charakterisieren, mag seine philologische Stilhaltung zum Ausgang dienen: Er übergang gern, was sich von selbst verstand, schrieb nur, wo er glaubte, wesentliches Neues zu sagen, und sagte es in klaren, aber schwergewunden konzentrierten Sätzen. Es spricht da jene philologische „Vornehmheit“, wie sie, wenn auch anderen Sprachstils, etwa schon Karl Lachmanns esoterische Philologie kennzeichnete. Sie entsprach seiner vornehmen, männlich schönen Erscheinung, wurde wohl durch Edward Schröder in ihre germanistischen Bahnen gelenkt und führte ihn schließlich nach Arthur Hübners Tod in die traditionsreiche Berliner Lehrtätigkeit und die Leitung der germanistischen Unternehmungen der Berliner Akademie bis 1945. Sie hat ihn auch geleitet bei der Herausgabe der traditionsreichsten germanistischen Zeitschrift, der Zeitschrift für deutsches Altertum, die er 1939 aus den Händen Edward Schröders übernahm.

Worin er sie verwirklichte, war freilich nicht Grimmsche Sprachwissenschaft oder Lachmannsche Editions-kunst oder auch Edward Schröders Rundum-Philologie, sondern war fast ausschließlich die Interpretation: Interpretation zahlreicher alt- und mittelhochdeutscher Dichtungen selbst und die schöpferische Entwicklung bestimmter Kategorien der Interpretation hier und in der Volkskunde.

Zur ersten Bezeichnung dieser Kategorien kann ein Titel aus seinen volkskundlichen Arbeiten dienen: „Vom zeichenhaften Sinn der Volkskunst“ (NdZsfVk. 11, 1933, S. 56–67). Kunst, Kunstform, das ist der Ausgangspunkt für alle Interpretationen, sowohl von alten oder volkstümlichen Sachen wie von Volks- und hohen Dichtungen. Aber sie wird nie ästhetisch genommen, son-

den in ihrer Funktion und Bedeutung, ihrer „Zeichenhaftigkeit“. Als ihren Bezugspunkt arbeitet Schwietering in der Volkskunde, mehr methodisch, die Trägergemeinschaft heraus. Sie ist nicht eigentlich soziologisch gesehen, sondern eben als Ort und Situation der Bedeutung der jeweiligen Formen. Der Gesichtspunkt hat fruchtbar weitergewirkt in Untersuchungen seiner Schüler.

Für die Dichtung griff Schwietering zunächst nach kunstgeschichtlichen Analogien, um die „Zeichenhaftigkeit“ der Formen zu fassen. Was er aber, noch und gerade in seinem Hauptwerk, der Gesamtdarstellung „Die deutsche Dichtung des Mittelalters“ (in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft, [1932–1941], Neudruck Wiss. Buchges. Darmstadt 1957), „Romanik“ oder „Gotik“ nennt, hat kaum etwas zu tun mit der früher viel diskutierten wechselseitigen Erhellung der Künste. Es meinte, etwa mit den gotischen „Endgipfelkompositionen“ im höfischen Epos, schon fast inhaltliche Bedeutungs-Zeichen in der Form. Die Verifizierung der Stilbegriffe aus der Kunstgeschichte tritt ganz in den Hintergrund, ihr Sinn wird fast ganz aus der dichterischen Aussage gewonnen. Diese Aussage aber verstand Schwietering mehr und mehr als Ausdruck mittelalterlicher christlicher Frömmigkeit. Ließ schon seine Deutung des ersten Merseburger Zauberspruchs (ZfdA. 55, 1917, S. 148–156), seine Parallelisierung von „Sigune auf der Linde“ im Parzival mit der Pietà (ZfdA. 57, 1920, S. 140–143) durch die extrem christliche Form- und Inhaltsdeutung aufhorchen, so gewann dann, noch über die in der „Deutschen Dichtung des Mittelalters“ gegebenen ständigen Beziehungen zur mittelalterlichen Religiosität hinaus, ein bestimmter Zusammenhang, mehr der Stilhaltung als der direkten Abhängigkeit, immer ausschließlicher sein Interesse: der Zusammenhang der großen höfischen Epen, Parzival und Tristan, mit der lateinischen, insbesondere Bernhardischen Mystik. (Alle relevanten Aufsätze jetzt in: „Mystik und höfische Dichtung im Hochmittelalter“, 1960) Die „Zeichenhaftigkeit“ der deutschen höfischen Worte und Werkformen bezeugt hier unmittelbar Religiosität, Religiosität im Sinn der mittelalterlichen Symbolik und der lateinisch mystischen Frömmigkeit. Die These wird in den so vorsichtig wie suggestiv geschriebenen Arbeiten der letzten Jahre immer neu variiert und trägt Schwieterings

Grundeinsicht von der „Zeichenhaftigkeit“ der mittelalterlichen Formen am weitesten vorwärts. Allerdings entsteht so eine mittelalterliche Eigenwelt ohne geistesgeschichtliche Relativierung und ohne Raum für das freischwebend Spielerische der Kunstform besonders in der Laienkultur des Mittelalters. Mit einer Art genialer Einseitigkeit hat Schwietering diesen überempirisch intuitiven Funktionszusammenhang als Sinn der großen Dichtungsform im deutschen Mittelalter gesehen.

Aus der großartigen Einheitlichkeit dieser Ideen erklärt sich ihre Faszination auf die Nahestehenden. Das Harmonische, wofür Schwietering stets sehr sorgfältig Möglichkeiten und Grenzen abwog, war wohl sicher mehr Ergebnis von im stillen bekämpften Disharmonien als fraglosen Glaubens. Auch wo bewundernde Nachfolge ihm die vorsichtig balancierte Einheit zu vergrößern, die Grenze des von den Texten Tragbaren zu überschreiten schien, konnte er sich schroff distanzieren. Eine gewisse Unduldsamkeit war überhaupt mit der Vornehmheit seiner philologischen Haltung verbunden. Daß sie aber nicht der Andersartigkeit als solcher galt, zeigt sein Aufsatz über den Liederzyklus Morungens (jetzt in: *Mystik und höfische Dichtung im Hochmittelalter*, 1960, S. 71–105), der, Anregungen von Carl von Kraus aufgreifend, sich tief in dessen Gedanken von Liederzyklen der Minnesänger hineindachte: ein wahres Sym-Philologieren. Er hat, aus dem Ganzen der Deutschen Philologie lebend, das wahrhaft Verbindliche gesucht und gesehen.

Hugo Kuhn